

Carmen Rohrbach

Patagonien

Von Horizont zu Horizont



MALIK



NATIONAL
GEOGRAPHIC

Carmen Rohrbach

Patagonien

Von Horizont zu Horizont



MALIK  NATIONAL
GEOGRAPHIC



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.malik.de

© Piper Verlag GmbH, München 2020

Covergestaltung: Dorckenwald Grafik-Design, München

Covermotiv: Joohner Images/Alamy

Innenfotos: Carmen Rohrbach

Karte: Anneli Nau, München

Litho: Lorenz & Zeller, Inning am Ammersee

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Cover & Impressum

Karte

Bis ans Ende der Welt

Die Feuer sind erloschen

Der lange Ritt durch Feuerland

Der Besucher aus der Kälte

Urwälder am Lago Fagnano

Fluch des Goldes

Begegnung mit dem Horizont

Die Weite im Herzen

Das blaue Leuchten

In der Wildnis liegt die Freiheit

Der weiße Ozean

Schrei aus Stein

Zwischen Himmel und Erde

Die große Leere

Steinige Wege

Die Insel des kleinen Prinzen

Tanz der Pinguine

Abschied

Anhang

Reisetipps

Bücher zum Weiterlesen

In Bildern

Quellen



200 km

..... Route



Bis ans Ende der Welt

Unbekanntes zu erforschen ist der physische Ausdruck einer intellektuellen Leidenschaft... du wirst belohnt werden, und sei es nur mit einem Pinguini.

apsley cherry-garrard

Der patagonische Wind rüttelt an den Tragflächen. Wie bei einer Achterbahn fällt die Propellermaschine tief hinab, steigt wieder auf, aber der Wind ist überall. Die späte Nachmittagssonne taucht die Erde in plastisches Licht, vergoldet das öde Land, lässt die lehmbräunen und sandgelben Farben leuchten. Nichts deutet darauf hin, dass dort unten Menschen leben. Weder Städte noch Dörfer, keine Straßen oder Pisten sind sichtbar.

Sechs bis acht Stunden braucht das Flugzeug von Buenos Aires, der Hauptstadt Argentiniens, bis zu meinem ersten Reiseziel: die 3400 Kilometer entfernte, am weitesten südlich gelegene Stadt der Erde Ushuaia, die größte Ortschaft auf Feuerland. Ich will mir ein halbes Jahr Zeit nehmen, um die Insel zu durchqueren und anschließend durch Patagonien zu

wandern, wenn möglich, will ich auch reiten und größere Entfernungen mit einem Mietwagen zurücklegen.

In früheren Jahrhunderten, zur Zeit der Entdeckungen, war eine Reise nach Feuerland ein entbehrungsreiches, abenteuerliches und gefährliches Vorhaben, eine Fahrt ins Ungewisse, die nur wenige Weltumsegler, Forscher, Pioniere und Abenteurer wagten. Heute ist es eine Reise wie jede andere – realistisch gesehen. Im Kopf aber lebt der Mythos fort vom »Ende der Welt«, webt die Fantasie grandiose Bilder von sturmumtosten Küsten, windzerzausten Landschaften, von grenzenloser Einsamkeit und unberührter Natur.

Als Jugendliche war Tierra del fuego, wie Feuerland auf Spanisch heißt, für mich ein Begriff, der mich entflammte. Da wollte ich hin! Unwiderstehlich zog mich das raue Land an. Wenn man mich fragte, was um Himmels willen ich dort am Ende der Welt denn wolle, wusste ich eine einfache Antwort: beobachten, entdecken, erforschen, alles anschauen und darüber berichten. Das ist meine Begründung fürs Reisen bis heute geblieben.

Inzwischen ist der Süden des amerikanischen Kontinents kein weißer Fleck mehr auf der Landkarte. Also das Ende der Illusion? Obwohl ich weiß, dass es das Feuerland meiner Jugend nicht mehr gibt, kann ich diese Tatsache doch nicht akzeptieren. Ich werde es schon finden, »mein« Tierra del fuego, davon bin ich überzeugt. Dennoch ist mir klar: Die Abenteuer und Entbehrungen früherer Zeiten, die die

Entdecker damals erlebt und erlitten haben, kann ich mir nur in der Fantasie ausmalen.

Von Europa kommend, mussten sie zuerst mit dem Schiff den Atlantik überqueren. Eine gefährliche Reise, die viele Wochen dauerte. Ich hingegen rase im Flugzeug die Strecke von München nach Buenos Aires über fünf Zeitzonen hinweg, einen Tag und eine Nacht lang. Und dann in nur wenigen Stunden über nahezu die gesamte Länge Argentiniens.

Keine Wolken behindern die Sicht, und ich kann während des ganzen Fluges die Erde unter mir sehen. Da taucht schon die Magellanstraße auf, diese fjordartige Wasserfläche, die Feuerland vom patagonischen Festland trennt. Und welche Überraschung, die gelbbraune Ödnis der wüstenartigen Steppenlandschaft verschwindet, wird abgelöst von grünen Farben. Plötzlich sind da Wälder und Wiesen, dazwischen schimmern blaue Seen und schneeweiße Berggipfel. Das Ende der Welt scheint ein grünes Paradies zu sein.

Noch einmal packt der Wind das Flugzeug mit Gewalt. Über dem Beagle-Kanal wird es auf und nieder geschleudert. Wir fliegen so tief, dass ich die Schaumkronen des aufgepeitschten Meeres sehen kann. Völlig unerwartet für mich, da an meiner Fensterseite kein Land sichtbar war, setzt die Maschine auf. Sehr nahe am Rand der Wasserfläche befindet sich die Landebahn von Ushuaia.

Der Raum zwischen Meer und hochragendem Gebirge ist schmal, und dennoch hat sich hier eine große Stadt entwickelt.

Im Abendlicht wirkt die Szene futuristisch. Massenhaft drängen sich Häuser am Uferstreifen eng zusammen. Unwirklich, dass hier am »Ende der Welt« so viele Menschen leben. Zahlreiche Schiffe ankern im Hafen, darunter ein roter Eisbrecher.

Gleich hinter Ushuaia steigt das Gebirge steil an, die DarwinKordillere, ein Ausläufer der Anden, mit immerhin 2300 Meter hohen Gipfeln. In der beginnenden Dunkelheit leuchten ihre Gletscher besonders weiß, und über den bizarren Bergen zwischen drohend blauschwarzen Wolken spannt sich ein Regenbogen. Ein Anblick, der mir den Atem nimmt, eine unwirkliche Vermischung von wuchernder Zivilisation und ungezähmter Wildnis. Wind fegt über das Rollfeld, eisig und schneidend, obwohl dem Kalender nach der Sommer beginnt.

Ich hatte geglaubt, es wäre einfach, in Ushuaia eine Unterkunft zu finden, doch alle Quartiere sind besetzt, denn gleich mehrere Kreuzfahrtschiffe haben angelegt. Eine Wirtin erbarmt sich meiner und ruft eine Bekannte an. Eigentlich vermiete diese nicht mehr, aber eine einzelne Person finde sicherlich noch Platz, tröstet sie mich. So gelange ich zu Familie Andrade mit ihren sechs Kindern. Sie bewohnen ein zweistöckiges Holzhaus mit blau-gelb-grünem Anstrich und haben kräftig eingeheizt, denn zwischen Fensterrahmen und Wand klaffen Spalten von mindestens einem Zentimeter.

»Das macht doch nichts!« Roberto Andrade lacht. »Heizöl ist spottbillig, und so haben wir immer frische Luft, ohne die Fenster öffnen zu müssen.«

Die Kinder, zwei Mädchen und vier Buben zwischen einem und 13 Jahren, staunen erst einmal über den fremden Gast, bevor sie wieder lautstark durch die Wohnung toben.

»Wegen der Kinder vermieten wir nicht mehr«, meint Olga Andrade entschuldigend. »Den Krach können wir keinem Gast zumuten, vor allem seit das Jüngste da ist. Die Kleine weint nachts oft.«

Tapfer, denn was bleibt mir anderes übrig, sage ich, so seien Kinder halt, mir mache der Lärm nichts aus.

Die Andrades leben seit fünf Jahren in Ushuaia, angelockt von hohen Löhnen, geringen Steuern und anderen Vergünstigungen. Ihren Entschluss haben sie nicht bereut. Sie hätten sich zunächst für drei Jahre verpflichtet, wollen jetzt aber für immer bleiben.

»Wir können uns hier mehr leisten und unseren Kindern ein besseres Leben bieten als in Rosario, wo wir herkommen. Rosario liegt am Río Paraná, nördlich von Buenos Aires«, sagt Olga und begleitet mich in das obere Stockwerk, um mir mein Zimmer zu zeigen, das Jungmädchenzimmer ihrer ältesten Tochter. Meinen Einwand entkräftet sie: »Dana ist einverstanden. Sie schläft gern mal bei ihren Geschwistern.«

Das Abendessen nehme ich zusammen mit der Familie am großen Tisch ein. Olga hat leckeren Fisch gebraten und serviert Reis dazu. Später spaziere ich durch das nächtliche Ushuaia. Roberto und Olga hatten mir erzählt, dass die Ortschaft eine Bevölkerungsexplosion erlebt habe, die atemlos mache. Vor 30

Jahren lebten hier nicht einmal 6000 Menschen, heute sind es 60000, angezogen von großartigen Versprechungen der Regierung. Eine rasante Entwicklung, wenn man bedenkt, dass Ushuaia hundert Jahre lang nur ein einsamer Vorposten der Zivilisation gewesen war. Die Besiedlung begann, wie so oft in der Geschichte, mit einer Missionsstation. 1870 kam Reverend Thomas Bridges von der britischen Südamerikanischen Missionsgesellschaft in die Bucht. Als einziger Weißer ließ er sich dort nieder, baute sich eine Hütte in der Nähe der Feuerlandindianer und predigte ihnen den christlichen Glauben.

Dann errichtete der argentinische Staat einen Marinestützpunkt und entdeckte die Region als ausbruchssichere Verwahranstalt für Häftlinge. Zwischen 1884 bis 1920 waren Kriminelle und politische Gefangene zuerst auf der Isla de los Estados, der »Staateninsel«, eingekerkert, die südöstlich vor Feuerland im Atlantik liegt. Als das Gefängnis in Ushuaia im Jahr 1920 fertig gebaut war, wurden die Gefangenen dorthin gebracht. Damals war Ushuaia noch keine Stadt, nur eine gottverlassene Ansammlung armseliger Hütten.

Den eigentlichen Anstoß zum Bevölkerungsboom gab der noch immer schwelende Konflikt zwischen Chile und Argentinien. Seit Beginn der Staatenbildung versuchen sie, sich gegenseitig Territorien abzujagen. 1978 waren schließlich beide Länder bereit, den Verlauf ihrer Grenzen mit Waffengewalt zu »diskutieren«. Da mischte sich doch tatsächlich der Vatikan

friedensstiftend ein. Konkret ging es um drei kleine Inseln südlich von Ushuaia im Beagle-Kanal, an sich völlig unbedeutende Eilande, aber der Konflikt liegt viel weiter südlich – die Antarktis.

Der rohstoffreiche Eisschrank weckt Begehrlichkeiten. Der Antarktisvertrag von 1961, eine internationale Übereinkunft zwischen den Mitgliedstaaten, hat diese Gebietsansprüche »eingefroren«, bis die technischen Voraussetzungen für eine Nutzung der Bodenschätze geschaffen sind. Inzwischen ist der sechste Kontinent auf Kartenplänen wie ein Kuchen in einzelne Segmente aufgeteilt, aber nur Staaten, die an der Erforschung der Antarktis beteiligt waren oder durch vorgelagerte Inseln eine direkte natürliche Fortsetzung der Südpolargebiete darstellen, wie Chile und Argentinien, haben Anspruch auf eine zukünftige Ausbeutung der Rohstoffe. Je größer das eigene Territorium, umso größer ist auch der Anteil an der Antarktis, so die Regelung. Wer also die Inseln im Beagle-Kanal sein Eigen nennt, besitzt auch ein größeres Stück vom antarktischen Kuchen.

England zum Beispiel, das eigentlich nicht an die Antarktis grenzt, begründet seinen Anspruch mit den Falklandinseln. So erklärt sich, warum Margarete Thatcher so eisern um »ihre« Falklandinseln hat kämpfen lassen und warum Argentinien diese Inseln ebenfalls besitzen will, ihnen demonstrativ mit Malvinas einen eigenen Namen gibt und sie auf Karten provokativ in den argentinischen Landesfarben abbildet.

Zurück zum Vatikan. Der Papst und seine klugen Berater dachten sich einen salomonischen Kompromiss aus: Die drei Inseln im Beagle-Kanal wurden laut päpstlichem Dekret Chile zuerkannt. Die Bodenschätze des dazugehörenden Stückes Antarktis sollten jedoch beide Staaten gemeinsam ausbeuten. Chile war sofort einverstanden. Argentinien zögerte lange, lehnte dann ab. Seitdem liegt der Konflikt auf Eis. Die strittigen Inseln gehören jetzt zu Chile, aber wer wie viel Anteil an der Antarktis haben wird, muss zukünftig noch ausgefochten werden.

Argentinien änderte vorerst seine Strategie. Statt Waffen setzt es auf Massen und versucht, so viele Menschen wie möglich im Süden anzusiedeln. Mit dem sich erhöhenden Bevölkerungsdruck will man Chile aushebeln.

Zuerst schlendere ich die Avenida Maipu an der Bucht entlang mit ihren Reihen bunt angestrichener Holzhäuser. Im Wasser ankern Containerschiffe und Passagierdampfer, im Jachthafen schaukeln Katamarane und Schnellboote. An der Pier grüßt die Besucher eine Holztafel in vier Sprachen: »Willkommen in der südlichsten Stadt der Welt«. Dieses Attribut ist nicht unumstritten, denn der chilenische Ort Puerto Williams auf der Insel Navarino liegt entscheidende sechs Kilometer näher am Südpol.

»Ach, das spielt doch keine Rolle«, erklärte mir Roberto.
»Puerto Williams kann mit uns nicht konkurrieren, das ist doch

ein Dorf, da leben nicht einmal zweitausend Leute!«

Die Straßen von Ushuaia sind rechtwinklig und schachbrettartig angeordnet. Von der verkehrsreichen Maipu wechsele ich auf die parallel verlaufende, ebenso belebte und quirlige San Martín. Auch in dieser Straße erinnert nichts mehr an das abenteuerliche Flair einer Pionierstadt. Stattdessen drängen sich Pizzastuben, Cafés, Restaurants, Supermärkte, Souvenirläden, Sportgeschäfte, Banken, Agenturen und Reisebüros in dichter Folge aneinander – eine Antwort auf die stetig wachsende Besucherzahl. Was wird da nicht alles angeboten, um den Reisenden das Geld abzuknöpfen: Kajak- und Skiverleih, Segeltörns, Rundflüge, Gletschertouren, Mountainbiking. Geradezu überschwemmt wird der naturbegeisterte Sportler mit Angeboten für Wander- und Trekkingtouren. Überall Werbefotos in den Fenstern der Reiseagenturen mit glücklich lächelnden Touristen und bunten Landschaftsaufnahmen, eine romantischer als die andere.

In der Nacht schlafe ich ruhig und fest; wenn das Baby geweint hat, habe ich es nicht gehört. Meine Wirtsleute müssen schon sehr früh aus dem Haus gegangen sein. Olga hat mir einen Zettel hingelegt mit guten Tipps, zum Beispiel beim Weggehen unbedingt warme Kleidung mitzunehmen, denn das Wetter könne in wenigen Minuten umschlagen.

Zunächst brennt die Sonne so heiß, dass ich im ärmellosen Shirt herumspaziere, doch dann erlebe ich in wenigen Stunden

alle Jahreszeiten mit Regen und sogar Graupelschauern. Plötzlich bläst der antarktische Wind Schneestaub heran und pudert die Erde weiß. Gut, dass ich Olgas Ratschlag beherzigt und nicht nur Pullover und Anorak, sondern auch eine Wollmütze eingesteckt habe.

Mein Blick schweift über die Stadt. Im Zentrum überwiegen zweigeschossige Holzhäuser mit Flachdächern, zwischen die sich hochgezogene Betonklötze zwängen – ein Flickwerk, das nicht zusammenpasst. An den Rändern franst die Stadt aus, unkontrolliert, wie es scheint. Einfamilienhäuser, manche winzig, andere voluminös und von uneinheitlicher Architektur, wurden planlos in die Gegend gesetzt, mal aus Stein, mal aus Schiefer oder Holz, oft sogar ist jedes Stockwerk aus einem anderen Material. Daneben Wohnblocks, die in grellen Farben prunken: Laubfroschgrün, Zitronengelb, Tintenblau oder Giftigpink. Faszinierende Hässlichkeit, wäre da nicht die wildgezackte Andenkette im Hintergrund mit ihren Schneegipfeln und den mit Wäldern bedeckten Berghängen oder die sanfte Meeresbucht, in die sich Ushuaia schmiegt.

Bei der Touristeninformation bekomme ich einen Plan, in dem ein Stadtrundgang mit historischen Gebäuden eingezeichnet ist, wie etwa die hundert Jahre alte Kirche »Iglesia de la Merced«. Der Friedhof rührt mich an mit seinen alten, tief im Erdboden versunkenen Gräbern, überwuchert von Lupinen, die wild ausgesamt sind und den ganzen Totenacker in Besitz genommen haben. Mehr als einen Meter hoch

flammen sie in Gelb, Orange, Blau, Violett oder Rot. So wird auf dem alten Friedhof die Vergänglichkeit vom Leben besiegt.

Die Kirche wurde von Häftlingen gebaut, ebenfalls die Straßen und andere Gebäude, sogar das Gefängnis. Eigentlich war dort nur Platz für knapp 400 Gefangene, doch doppelt so viele wurden in dem düsteren Gemäuer zusammengepfercht. Heute befindet sich im Obergeschoss der Gefängnishalle eine Ausstellung über die Erforschung der Antarktis mit maßstabsgerechten Modellen berühmter Schiffe. Die sternförmigen unteren Trakte, teils renoviert, andere noch im Originalzustand, können besichtigt werden.

Neugierig betrete ich die Zellen hinter den dicken Mauern. Ich kann nicht verhindern, dass mich die Erinnerung an meine eigene Gefangenschaft überfällt, auch wenn sie schon mehr als drei Jahrzehnte zurückliegt. Wer einmal unmenschlicher Behandlung, Willkür und Unrecht unterworfen war, wird immer und überall mit Leidensgenossen mitfühlen, sich identifizieren und solidarisieren. Dieses alte Gefängnis hier am Ende der Welt mit seiner Dunkelheit, der Kälte und dem muffig-feuchten Geruch ruft quälend das Bild der ebenfalls überbelegten Burg Hoheneck hervor, wo ich zwei Jahre eingesperrt war. Allerdings – so grausam wie hier wurden wir Republikflüchtlinge nicht behandelt.

Fotos zeigen Strafgefangene mit Eisenringen und Ketten an Händen und Füßen. Schwerstarbeit bei jedem Wetter, selbst im Winter bei Sturm und antarktischer Kälte, Mangelernährung

und Schikanen sadistischer Wärter sind dokumentiert. Die Bilder ähneln den Aufnahmen von Sträflingen in den sibirischen Gulags. Es erschüttert mich immer wieder, dass überall auf der Erde furchtbare Grausamkeiten geschehen konnten und noch immer geschehen. Ein Trost bleibt: Es heißt, dass dieses Gefängnis wegen jahrelanger öffentlicher Proteste 1947 geschlossen werden musste. Es lohnt also, sich gegen das Unrecht zu verbünden!

Zwei Figuren lassen mich zusammenzucken; aus einiger Entfernung sehen sie wie lebendig aus. Es ist ein Wärter, der einen Gefangenen durchsucht. Die Kleidung des Häftlings ist gelb-schwarz gestreift und lässt mich an eine übergroße Hornisse denken. Die echt wirkende Darstellung ist geradezu makaber, auch den lebensgroßen Wachsoldaten in Uniform mit geschultertem Gewehr, der neben dem Eingangstor salutiert, finde ich nicht lustig.

Im renovierten Teil des Gefängnistraktes sind Nachbildungen ehemaliger Insassen aufgestellt, wie Professor Ricardo Rojas, der 1934 wegen eines versuchten Staatsstreiches eingesperrt wurde, oder Mateo Banks, ein Mörder, der eine siebenköpfige Familie auslöschte. Der wohl Prominenteste ist der russische Anarchist Simon Radowitzky. Seine schlimmen Erfahrungen in zaristischen Gefängnissen hinderten ihn nicht daran, auch in Argentinien für seine Ideale zu kämpfen. 1909 sprengte er den Polizeichef von Buenos Aires in die Luft mit dem Ruf: »Es lebe die Anarchie!« Radowitzky gelang sogar die Flucht aus dem als

ausbruchssicher geltenden Gefängnis. Weit kam er nicht. Ringsum nur Wasser oder Wildnis, wohin sollte er sich retten? Erschöpft und halb erfroren fing man ihn ein. Für fast alle Sträflinge wurde Ushuaia zu einem Ort ohne Wiederkehr.

Der Beagle-Kanal ist nicht, wie die Bezeichnung vermuten lässt, künstlich angelegt, sondern eine natürliche, fünf bis 13 Kilometer breite Wasserstraße, benannt nach dem Schiff, auf dem Charles Darwin auf Entdeckungsreise ging. Er verbindet den Atlantik mit dem Pazifik und ist kürzer als die gefürchtete Passage um Kap Hoorn.

Wochen, gar Monate konnte es dauern, bis ein Segelschiff vom Atlantik kommend und gegen den Westwind kreuzend die äußerste Südspitze Amerikas endlich bezwungen hatte. Kein Ort der Weltmeere ist häufiger beschrieben und verflucht worden als Kap Hoorn: Teufelskap, Kap der Stürme, Grab der Seeleute wurde es genannt.

Die holländischen Kapitäne Willem Cornelisz Schouten und Jacob le Maire waren 1616 die Ersten, die mit ihren beiden Schiffen das Kap auf der Suche nach einer neuen Handelsroute umsegelten. Sie benannten es nach ihrem Heimatort Hoorn.

200 Tage im Jahr herrschen dort Stürme, die sich zu Orkanen steigern können. Durch die Nähe zur Antarktis entstehen extreme Temperaturunterschiede, die wiederum Tiefdruckgebiete mit rasenden Winden erzeugen. Durch das Aufeinanderprallen von Pazifischem und Atlantischem Ozean

bäumen sich die sturmgepeitschten Wasser zu Monsterbergen auf. Wellen von 20 Meter Höhe sollen schon beobachtet worden sein. Schätzungsweise 10000 Menschen haben am Kap Hoorn ihr Leben verloren. Mehr als 800 Wracks liegen am Grund des Meeres, dem größten Schiffsfriedhof der Welt. Für heutige Schiffe, ausgerüstet mit moderner Technik wie Echolot, Radar, Satelliten-Navigationssystemen, ist die Gefahr natürlich nicht mehr so groß wie für Segelschiffe früherer Zeiten, doch plötzliche Wetterstürze, tobende Orkane, Strömungen und Wirbel bedeuten noch immer ein unberechenbares Risiko.

Außer dem Panamakanal gibt es nur drei Wasserwege, um vom Atlantik in den Pazifik zu gelangen: die Magellanstraße, den Beagle-Kanal und Kap Hoorn. Und alle drei werden von Chile kontrolliert. Ein Ärgernis für Argentinien, das immer wieder fordert, die Hoheitsrechte in den Südgewässern neu zu regeln. Ein Ausflug von der argentinischen Küste zum Kap ist so gut wie unmöglich; da müsste ich schon auf die chilenische Seite wechseln.

Am Ufer des Beagle-Kanals stehend, blicke ich auf vorgelagerte, kahle Felsinseln. Schaumkronen tanzen auf den Wellen. Blitzschnell zieht eine Sturmfront heran. Irgendwo dort draußen liegt windumtost die kleine Insel mit dem Kap. Ich stelle mir vor, wie der südlichste Leuchtturm der Erde seine Blinkzeichen über die aufgewühlte See schickt und wie an der äußersten Kante, wo der 430 Meter hohe Fels steil ins Meer abfällt, in der Tiefe die Brandung tobt. Dort erhebt sich aus

Metall die silberglänzende Silhouette eines Albatros. Ein Denkmal für alle Seeleute, die vor Kap Hoorn ihr Leben ließen. Auf einer Marmorplatte sind die Verse der chilenischen Dichterin Sara Vial gemeißelt:

*Ich bin der Albatros, der auf dich wartet am Ende der Welt.
Ich bin die vergessene Seele der toten Seeleute,
die über alle Meere kamen, Kap Hoorn zu umsegeln.
Aber sie sind nicht gestorben im Wüten der Wellen.
Sie fliegen auf meinen Schwingen für alle Zeit
im letzten Wellental der antarktischen Winde.*

Die Feuer sind erloschen

Unser Hauptanliegen wird immer sein, die Anzahl der Indianer zu erhalten und zu erhöhen.

kaiser karlv., könig von spanien (1500–1558)

Der Shuttlebus startet morgens um neun Uhr in Ushuaia. Zwei Stunden braucht er für die 85 Kilometer nach Harberton, Feuerlands ältester Estancia, wie die Farmen hier genannt werden. Sie wurde im Jahr 1886 von Thomas Bridges erbaut, und ich will mich für ein paar Tage dort einquartieren. Vielleicht gelingt es mir, Pferde für eine Tour zu mieten. Mein Plan ist es, von Harberton zur Ostküste von Feuerland zu reiten.

In lang gezogenen Kurven geht es am Ufer des Beagle-Kanals nach Osten. Die Straße ist gut ausgebaut. Als sich der Konflikt zwischen Chile und Argentinien zuspitzte, hat man die ursprünglich von Häftlingen angelegte Straße verbreitert und neu befestigt, um im Ernstfall schnell Truppen und Nachschub transportieren zu können.

Wälder versperren mir zunächst die Sicht. Nach etwa 40 Kilometern treten die Bäume zurück, und ich erblicke eine hügelige Landschaft im Sonnenlicht. Beidseits der Straße, die jetzt eine Schotterpiste ist, erstrecken sich Viehweiden.

Die Estancia liegt an einer von sattem Grün eingerahmten Bucht. Über die Wiesen watscheln Gänse, Hühner picken, und Schweine wühlen in der feuchten Erde. Eine Pferdeherde grast in der Ferne, Hunde und Katzen streunen umher oder liegen in der Sonne. Rings um die Stallungen und Wirtschaftsgebäude blühen Lupinen in blauen, gelben und roten Farben. In einem Gemüsegarten gedeihen Kartoffeln, Mohrrüben und Gewürzkräuter. Das Wohnhaus aus Kiefernholz ist außen zum Schutz mit Wellblech verkleidet, das man weiß gestrichen hat – ein reizvoller Kontrast zu den grünen Fensterläden und dem roten Dach. Vor den Fenstern hängen Kästen, in denen Petunien ihre Blütenpracht entfalten. In einer Cafeteria werden dem Gast Tee, Kaffee und Kuchen angeboten.

»Ja, natürlich können Sie in Harberton übernachten«, sagt Natalie Goodall, die mit ihrem Mann die Estancia bewirtschaftet, und bietet mir ein Zimmer im umgebauten Schäferhaus an.

Ich will meinen Aufenthalt nutzen, um die Geschichte von Harberton zu ergründen. Schon am Abend bietet sich dazu Gelegenheit, als ich mit der resoluten Hausherrin bei einem Glas Rotwein zusammensitze. Trotz ihrer grauen Haare wirkt Natalie Goodall jugendlich und voller Energie. Vom ersten Moment an fand ich sie sympathisch, und im Laufe des Abends freunden wir uns an.

Natalie stammt aus Ohio und hat Meeresbiologie studiert. Ihre Forschungsarbeit führte sie vor gut 40 Jahren nach

Feuerland, wo sie ihren Mann kennenlernte. Kenntnisreich hat sie ein Buch über die Tier- und Pflanzenwelt Feuerlands, seine Geschichte und Gegenwart verfasst. Am Nachmittag hatte ich das von ihr eingerichtete Museum besichtigt, in dem Säugetiere und Vögel ausgestellt sind; sogar das vier Meter große Skelett des seltenen Hector-Schnabelwals ist dort zu sehen. Er, wie viele andere Tiere auch, werden verendet am Strand gefunden, wenn sich wegen des gewaltigen Tidenhubs das Meer bis zu zwölf Kilometer vom Strand zurückzieht. Oft schaffen es die Tiere dann nicht mehr, rechtzeitig ins offene Wasser hinauszuschwimmen.

Natalie hatte mir noch am ersten Tag meiner Ankunft stolz den Garten gezeigt, wo alle Pflanzen in Spanisch, Englisch und in den beiden feuerländischen Sprachen der Ureinwohner, der Yamana und Alacaluf, bezeichnet sind. Die Sprachen der Ona und Haush sind nicht aufgeführt, da sie weiter im Norden Feuerlands lebten.

Als mich Natalie zum Friedhof führte, berichtete sie mir auch vom Urgroßvater ihres Mannes, Thomas Bridges. Sie hat sich dafür eingesetzt, dass sein Wörterbuch über die Sprache der Yamana wieder aufgelegt wurde, und arbeitet gerade an der Herausgabe seiner Tagebücher.

Thomas Bridges, erzählte sie, war ein Waisenkind aus England; ein Pastor der anglikanischen Kirche adoptierte ihn. Als der Pflegevater zum Missionieren auf die Falklandinseln geschickt wurde, nahm er den zwölfjährigen Zögling mit.

Thomas lernte dort die Sprache der Yamana, die auch Kanu-Indianer genannt werden. Ursprünglich waren die Falklandinseln unbewohnt. Die englischen Siedler, die dorthin einwanderten und sich der Schafzucht widmeten, brauchten jedoch Arbeitskräfte, und so verschleppten sie kurzerhand Indianerfamilien von Feuerland auf die Inseln. Um diese Indianer zu missionieren und geistlich zu betreuen, wurde der Pastor zu den Falklandinseln gesandt.

Wie sein Ziehvater wurde Thomas Pastor. Nachdem er geheiratet und seine Frau gerade ein Kind geboren hatte, verlangte die anglikanische Missionsgesellschaft von der jungen Familie, die Falklandinseln zu verlassen und sich im äußersten Süden Feuerlands anzusiedeln, um dort die »Wilden« zu christianisieren.

Als sie mit der erst neun Monate alten Tochter in der Bucht landeten, wo heute Ushuaia liegt, gab es dort noch keine Siedlung. Ihre einfache Hütte war das erste Haus am Ufer des Beagle-Kanals. Die Indianer, die neugierig angepaddelt kamen, waren gewiss sehr erstaunt, als der Fremde sie in ihrer eigenen Sprache begrüßte und sich sogar mit ihnen unterhalten konnte; ein wohl einmaliges Ereignis beim Zusammentreffen zwischen Ureinwohnern und Weißen. Schnell gewann Thomas Bridges ihr Vertrauen. Schon nach wenigen Wochen konnte er seinen Auftraggebern den ersten Erfolg melden: die Eheschließung zweier Yamana nach christlichem Glauben.

Reverend Bridges war geprägt durch seine Zeit und die Erziehung seines Adoptivvaters, doch wichtiger als die »Bekehrung der Heiden« war für ihn, von den Indianern zu lernen und ihnen zu helfen. Er behandelte sie stets rücksichtsvoll, schlichtete Streit und kümmerte sich mit seiner Frau um die Kranken. Doch gegen Masern, Typhus und Tuberkulose konnten beide nichts ausrichten. Die Erreger wurden durch Seeleute eingeschleppt, nachdem die argentinische Regierung in der Bucht einen Marinestützpunkt eingerichtet hatte. Innerhalb weniger Monate starben über die Hälfte der sonst gegen Witterungsunbilden so widerstandsfähigen Yamana.

Das Sterben ging weiter. Als der Reverend nur noch 300 Überlebende zählte, beschloss er, der Zivilisation zu entfliehen. Östlich seines bisherigen Wirkungsgebietes fand er eine fischreiche, windstille Bucht, wo er sich mit seiner Familie niederließ.

Die anglikanische Kirche wollte nicht verstehen, warum die Missionsarbeit sinnlos geworden war. Ein Brief vom Hauptquartier in Brighton ist erhalten geblieben. Thomas Bridges, der 15 Jahre lang mit seiner Familie ein entbehrungsreiches Leben geführt und aufopferungsvoll für die Mission tätig gewesen war, wird in dem Schreiben heftig beschuldigt, sich mehr um das körperliche Wohlergehen der Eingeborenen gekümmert und dadurch zu viel Zeit für die christliche Bekehrung verloren zu haben. Er sei eine Ratte, die

das sinkende Schiff verlasse, ein schwacher Mensch, vom Bösen zu seinem Ruin angestiftet.

Hoffentlich war Thomas Bridges über diese verletzenden Sätze nicht allzu betroffen. Natalie kann mir darüber keine Auskunft geben, aber sie weiß, dass der Urgroßvater ihres Mannes einen unbändigen Willen besessen hat. Buchstäblich aus dem Nichts erbaute er die erste Estancia Feuerlands, die er nach dem Geburtsort seiner Frau »Harberton« nannte, rodete Wald, legte Weideland an, betrieb Viehwirtschaft, erforschte im Kanu das weitverzweigte Wasserlabyrinth und führte kartografische Messungen durch. Er unterrichtete seine inzwischen sechs Kinder auch in der Yamana-Sprache und kümmerte sich um die letzten Indianer, die auf Harberton Schutz suchten. Neben all diesen kräftezehrenden Tätigkeiten vernachlässigte er nicht sein Hauptwerk, das Wörterbuch. Ich stelle mir vor, wie er sich nachts beim flackernden Kerzenlicht mit geröteten Augen über seine Schreibe arbeitete.

Als Thomas Bridges 1889 starb, hatte er 32000 Wörter erfasst. Doch trotz dieses gigantischen Lebenswerks war die Yamana-Sprache bei Weitem noch nicht erschöpfend dargestellt – der damals in Deutschland fast zeitgleich erschienene Duden hatte nur 29000 Wörter archiviert. Natalie glaubt, dass die Yamana-Sprache mehr Wörter beinhaltet als jede europäische Sprache. Wer hätte vermutet, dass »primitive Wilde« sich einer dermaßen differenzierten Sprache mit schier unbegrenztem Vokabular, unzähligen Kombinationsmöglichkeiten,